

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Still und starr standen die Männer in der Schlucht des Steinbruchs. Aber von dem Schlachtfeld der Arbeit, das wieder einmal seine Opfer gefordert, stieg es auf wie ein dumpf zitternder, brandender Aufschrei. Eine furchtbare Anlage, die Hinaufdrang in den ewigen Fether empor zum Firmament, wo nach ewigen Gesetzen die Gestirne ihre Bahnen wandeln, majestätisch, aber ehern, fast —

Wie ein Lauffeuer rannte die Schreckenstunde herum im Rauhen Grund: Ein entsetzlicher Unfall hatte sich ereignet am Steinbruch neben der Sperrmauer. Ein Bergsturz, der sieben Menschenleben gefordert hatte — darunter Verwalter Harnschmidt und Direktor Vertsch selber. Während legte es sich auf alle Herzen, und in manchen von ihnen, wo Pfarrer Burgmanns prophetische Worte noch in frischer Erinnerung standen, klang es mit einem geheimen Schauer: Hier hatte Gott gesprochen und gerichtet! Der fahelvolle Uebermut, der seiner erhabenen Gesetze spottete und die Grenzen der Natur verrücken wollte — er hatte ein furchtbares Zeichen empfangen.

Nach ins Abtische Haus drinnen drang die Kunde. Es war um die Mittagzeit. Man saß gerade bei Tisch im Speiszimmer, als draußen von der Halle ein aufgeregtes Sprechen heranscholl. Demmer von Grund schickte Anne-Marie hinaus. Was der Spektakel sollte? Aber nun kam sie wieder, ganz verstört.

„Na, was ist?“ herrschte sie der Gutsherr an. „So red' doch, in Kudd's Namen!“

„Ach, der Kallmann kommt eben — ein so schreckliches Unglück!“

„Wo denn?“

„Unten im Steinbruch — an der Talsperre.“

Talsperre — Eke von Selbach spürte plötzlich einen dumpfen Druck in der Herzgegend. Ihr Blick hing an Anne-Maries Mund. Aber der war wie gelähmt. Dort im Steinbruch arbeitete auch der Spieß-Engelbert, ihr Bräutigam. „Es ist aus dem Mädchen ja nichts herauszubringen. Ich werde mal selber draußen nachfragen.“

Eberhard von Selbach sagte es und ging zur Halle.

Nun kam er wieder. Langsam und schweigend. Und — Eke von Selbach ersitterte — sein Blick suchte sie. Dann sprach er:

„In der Tat, ein sehr schwerer Baunfall. Viele Verletzte und sieben Tote. Darunter leider auch Direktor Vertsch.“

Und er trat zu seiner jungen Frau, mit einer besorgten Bewegung. Aber Eke von Selbach blieb starr und aufrecht in ihrem Sessel. Nur jeder Blutstropfen war aus ihrem Antlitz gewichen.

„So — der Vertsch auch? Na —“

Grummig kam es Demmer von Grund von den Lippen. Er hatte keine Ursache, ihm nachzutruern. Nein, bei Gott nicht!

Leise bengte sich Eberhard von Selbach zu Eke nieder. Seine Rechte legte sich sanft auf ihre Schulter. Aber unter dieser Berührung erwachte sie aus ihrer Starre. Sie erhob sich von ihrem Sitz. Unvermittelt. Fast wie ein Abschütteln seiner Hand war es.

„Was willst du, Eke?“

„Ich muß hin.“

„Zu der Unglücksstätte?“

Nur ein Nicken. Sie war schon zur Tür — und zog an der Klingel.

„Was sollst du da?“

Demmer von Grund sagte es, mißbilligend. Aber sie wandte ihm ihr Antlitz zu, immer noch tief blaß, aber voll beherrscht.

„Du hörtest doch, Onkel — viele Verletzte.“

„Das ist kein Anblick für Frauen.“

„Es gibt Schlimmeres als das.“

Hart klang es, aber ein Beben schwang in dem Ton.

Von draußen, aus der Halle, kam Kallmann. Da befaß sie:

„Anspannen — und meinen Verbandskasten mitnehmen!“

Durch Demmer von Grund's zusammengefunkene schwere Gestalt im Armessel ging ein Ruck. Eine Blutwelle überslutete seine Stirn. Er warf den Kopf zu dem Messen herum.

„Was ich zu sagen hätte — ich wähl's. Aber du bist ja ihr Mann.“

Eine Röte flog auch über Eberhard von Selbach's Züge. Langsam ging er zu seiner Frau hin. In seinen Augen stand ein Bitten:

„Willst du wirklich fahren, Eke?“

„Ich sagte es ja.“

„Aber — wenn ich dich nun bitte? Der Anblick des Schrecklichen ist am Ende doch zu viel für deine Nerven.“

„Ich bin ihm gewachsen. Sei ohne Sorge.“

„Eke,“ — er dämpfte seine Stimme, daß sie nicht mehr bis zu dem Onkel am Tisch drüben klang — „es ist auch wegen des Geredes der Leute. Wenn dich die Selbstbeherrschung verläßt!“

Sie verstand seinen ernst mahnenden Blick. Aber die Entschlossenheit in ihren Zügen war nur noch starrer, und so erwiderte sie:

„Ich bleibe standhaft. Ich weiß, was ich dir schuldig bin.“

Aber eine kalte, fremde Stimme war es, die er vernahm. Da trat er zurück, still und ruhig wie immer, wenn sie auf ihrem Willen beharrte. Doch es zuckte ihm schmerzlich um den Mund. Sie achtete es nicht. Ohne noch ein Wort verließ sie das Zimmer.

Langsam kam Eberhard von Selbach wieder zu dem Oheim.

„Nun?“

„Lassen wir sie fahren — sie will ja ein gutes Werk tun.“

Demmer von Grund richtete sich in seinem Sessel auf.

„Eberhard — es tut nicht gut, wenn man den Frauen immer ihren Willen läßt. Sie wollen den Herrn fühlen.“ Ueber des Neffen Züge zuckte es hin.

„Verzeih, Onkel — aber das sind Dinge, die ich wohl nur mit Eie abzumachen habe.“

„Allerdings!“ Heimer von Grund lachte auf. Scharf und bitter. „Na, wie du willst.“

Und er ließ sich wieder im Sessel zurücksinken. Seine schwere, aber jetzt so unbeholfen gewordene Rechte trommelte zitternd auf der Armlehne.

Von der Halle draußen Klang gedämpft ein Aufschreien, dann lautes Zammern. Anne-Marie, das Hausmädchen. Ein neuer Bote, der ins Haus gekommen, hatte näheren Bericht gebracht. Unter denen, die der Berg begraben, war auch der Spieß-Engelbert, ihr Bräutigam. Eine Lebenshoffnung hatte die kurze Kunde zertreten. Fassungslos schrillte das Weinen herein.

„Schaff' mir das Frauenzimmer vom Leib!“ grollte es vom Lehnstuhl auf. „Soll man das auch noch anhören?“

Schweigend ging Eberhard zur Halle hinaus, um das Mädchen mit einem Trostwort hinwegzuführen. Aber da stand schon Eie, jetzt in Hut und Mantel, neben ihr.

„Komm, Anne-Marie — wir wollen zu ihm.“

Und wie sich der Arm der jungen Frau um die Schultern der Niedergebrochenen legte und sie zum Ausgang geleitete, war etwas Schwesterliches in ihr. Als trügen sie beide gemeinsam ein schweres Leid.

So schritt Eie von Selbach aus dem Hause. Den Mann, der ihr aus der Tiefe der Halle mit dunkeln, traurigen Augen nachschaute, traf kein Blick.

Der Wagen vom Adligen Hause jagte durch den Talgrund, flufabwärts zur Sperrmauer.

Leise weinte Anne-Marie von sich hin. Tränenlos starrte Eie von Selbach ins Leere. Aber ihre Hände hatten sich ineinandergekrampft.

Gerhard — tot.

Immer wieder sprach sie die beiden Worte im Geist vor sich hin. Als würde ihr damit das Unfassbare verständlicher.

Tot — er, der so ganz Leben gewesen. Kraft, überschäumende, brandende Kraft. Ebenfogut könnte der Fluß da versiegen mit einem Schlage, der doch eben in diesem Augenblick noch seine unerschöpflichen Fluten brausend über das Wehr warf.

Gerhard — tot.

Und mit einem Mal begriff sie: Ihr war er gestorben.

Ihr! Was war er denen da gewesen, die jetzt zu Hunderten um seinen zerschmetterten Leib stehen würden, nur der Gegenstand ihrer grausigen Schaulust? Was wußten sie von ihm? Von dem verzehrenden Drang seiner ruhelos schaffenden Mannesseele, die doch im Innersten ein Sehnen trug nach Stille. Was wußten sie davon, wieviel Güte sich barg hinter dem kühl abweisenden Lächeln, das sie stets nur an ihm sahen?

Ja, ihr war er gestorben. Aber sie, die einzige, die ihn gekannt — sie hatte ihm den bittersten Schmerz seines Lebens zugefügt, im Aufbäumen ihres gekränkten Frauenstolzes.

Frauenstolz! Wie ein bitteres Hohnlachen gestalte es in ihr auf. Was hatte sie denn damals davon gewußt, hatte ihr jetzt die Ehe nicht ganz anderes angetan, in Wahrheit ihren Frauenstolz mit Füßen getreten? Oder was war es anders, wenn sie die Pflicht in die Arme eines ungeliebten Mannes trieb wie eine gekaufte Sklavin.

O die Schmach! Glühend heiß brannten die blaffen Wangen auf. Und die Hände ballten sich in ohnmächtiger Scham.

Wie ein Haß schoß es ihr im Herzen auf gegen den Mann, der ihr diesen Schimpf angetan. Immer wieder. Fühlte er denn nicht das Bittern der Qual des Abscheus in ihren wehrosen Gliedern? Und den Toten dort hatte sie verurteilt, voller Empörung, weil er sie an sich gerissen im Ausbruch seines Empfindens — er, dem doch ihre Liebe gehört hatte.

Wesh ihrer unseligen Blindheit damals! Jürnte dem auch die bräutliche Erde dem brausenden Frühlingsturm, der sie mit wildem Werben umfing? In dieser Stunde, wo er vernichtet am Boden lag, der so ganz überschäumen des Leben gewesen, begriff sie: nur seiner Natur hatte er gehorcht, seiner gewaltigen, bergstrombrausenden Natur, in jener Minute. Aber sie, statt festig in diese heilige Wonne zu versinken, hatte ihn zurückgestoßen in ihrem starren Mädchenhochmut. Heute begriff sie voll den Widersinn ihres Handelns. Heute, wo die Ehe in ihr das Weib gewekt. Aber wo im Arm des Gatten ihr nachgerufenes Sehnen nach dem andern suchte — dem durch eigene Schuld Verlorenen.

Wie ein fahler Blitz zuckte dies Erkennen durch Eies Seele hin: Das war es, was sie von dem Mann an ihrer Seite schied, in einer nie zu überbrückenden Kluft. Wild wollte es da in ihrem Herzen aufschreien. Aber der Laut erstarb, ehe er noch geboren. Und ungeweinte Tränen der Verzweiflung brannten in ihren starren Augen. So trug sie der jagende Wagen hin zu der Stätte, wo unter den Trümmern des Berges begraben lag, was einst das Glück ihres Lebens gewesen war.

Nun hielten die schaumbedeckten Pferde am Steinbruch. Eine dichte Menschenmenge umstand die Unglücksstätte. Von allen Weibern und Höfen, von den Haubergen und Feldern ringsum war herzugeraunt, was laufen konnte.

Schweigend teilte sich der Menschenwall, als Eie von Selbach mit dem neu auffammernden Mädchen Durchlaß begehrte. So kamen sie unmittelbar an die Unglücksstelle hin. Die unverseht gebliebenen Arbeiter waren dabei, das wüste Trümmersfeld aufzuräumen. Das lockere Geröll, das die leichter Verletzten bedeckt hatte, war schon beiseite geschafft.

Vor der langen Kette der schauerlichen Leute stand eine kleine Gruppe mit Tragbahren. Samariter, unter ihnen Doktor Herling, Eie von Selbach trat auf ihn zu. Mit ernstem Gruß lästete der Arzt seinen Hut.

„Wen haben Sie bis jetzt geborgen? Beherrscht Klang ihre Frage.“

„Dreiundzwanzig Leicht- und zwei Schwerverletzte.“

„Und wer sind diese?“

„Bergverwalter Hannschmidt und Direktor Bertsch.“

„Bertsch?“ Wie ein Wanken ging es durch Eies Gesicht.

„Ach denke — man sagte mir doch, er sei unter den Toten!“

„Ganz recht, man glaubte es zunächst, als man ihn unter dem Geröll herausholte, anscheinend leblos, mit zerschmetterter Stirn. Aber er hatte zu seinem Glück etwas abseits gestanden. So war es nur eine Ohnmacht, und die Verletzung zwar tief, aber doch nicht tödlich. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, wird er ohne bleibenden Schaden davorkommen. Mit dem Bergverwalter dagegen sieht's schlimmer aus.“

Und der Arzt berichtete weiter von einer schweren Rückgratsverletzung bei Hannschmidt. Aber Eie hörte nicht mehr hin. Wie wenn der Bergkloß dort sie selber begraben und die Netter sie doch noch einmal befreit hätten aus der feineren Gruft, so war es ihr. Er lebte, würde davorkommen, ohne ernstern Schaden — Gott, mein Gott! Und ihre Lippen preßten sich ineinander, daß ihnen nicht ein Jubelschrei entfloß, hier auf dem grausigen Erntefelde des Todes.

Doch da traf sie der erste Blick des Arztes wie ein stummer Vorwurf. Und schon glitt nun auch ihr Auge hinüber zu dem wirren Chaos der Trümmer, von woher das Aufstoßen und Schreien der Schaufeln klang.

„Und die dort?“

Doktor Herling folgte ihrem Blick. Nun zuckte er leise die Schultern.

„Nichts mehr zu hoffen. Wer dort liegt, der —“

Und seine Rechte strich flach durch die Luft.

Ein Aufschrei gestalte neben Eie. So schrill, daß es ihr eisalt ans Mark griff. Auch Doktor Herling fuhr herum.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tüchtigste.

Skizze von Gustav Hochstetter (Berlin).

Seine Excellenz der Herr Minister — Finanzminister eines süddeutschen Bundesstaates — war schon in Friedenszeiten für alle seine Untergebenen ein Vorbild des Fleißes gewesen; seit Beginn des Krieges übertraf der Minister sich selbst. Es war erstaunlich, wieviel Arbeitsstunden der Tag für ihn hatte und wie

wenig Stunden Erholung und Schlaf Erzellenz sich gönnte. Freilich — er war noch ein junger Mann; noch nicht einmal in den Jahren, die man „die besten“ nennt.

Um Mitternacht hatte der Minister heute alles aufgearbeitet, was er sich für den Tag vorgemerkt hatte. Er griff nach seinem benutzten „Umlegekalender“ und schlug das heutige Blatt von hinten über, so daß die Seite für morgen sichtbar wurde. Da stand für den morgigen Tag als erster, dick unterstrichener Vermerk: „1915 — am 15. August, abends 8 Uhr, Wirtschaft zum Blauen Adler, Nebenzimmer links!“

Ja, das war die Notiz, die er gewissenhaft an jedem neuen Jahresanfang aus dem alten Umlegekalender in den neuen hinübergereitet hatte.

Vor fünfundsanzig Jahren hatte Erzellenz diese Verabredung zu — morgen getroffen.

Damals war man noch nicht Erzellenz, sondern erst Abiturient des Gymnasiums gewesen. Genau fünfundsanzig Abiturienten waren sie damals, und alle hatten das Examen bestanden, keiner war durchgefallen. Lehrer, Direktor, Schultat, die ganze Stadt schien stolz und glücklich über diese stattliche Schar von tüchtigen Jüngern der Wissenschaft. Der Abschiedskneipe folgte eine letzte, dann eine allerletzte, schließlich eine endgültig allerletzte Abschiedskneipe. Und bei diesem „endgültig allerletzte“ feuchtschöllichen Zusammensein der fünfundsanzigköpfigen Schar hatte er, der heutige Minister, der damalige schwärmerische Jüngling, sich erhoben und eine Rede geschwungen: „Ihr lieben Freunde! Morgen ziehen wir hinaus nach allen Richtungen der Windrose . . . Was wird aus uns allen werden, wenn wir reife Männer geworden sind? . . . Möchte es nicht jeder vom andern wissen? . . . Nun wohl! So versprecht mir in die Hand auf Burschenwort . . . heute nach fünfundsanzig Jahren wollen wir hier in dem gleichen Saale alle wieder zusammenkommen!“ Sie versprachen es. Mit Händedruck. Auf Burschenwort.

Dann sprach noch ein anderer: Heinz von Klausen, der Millionärssohn aus Amerika, den seine deutschen Eltern herübergeschickt hatten, damit er deutsch erzogen werde. „Kommissionen!“ rief der liebe Junge, den alle trotz seines vielen Geldes gern hatten, „ich werde meinem Vater nach New York schreiben, er soll einen Preis stiften. Einen ganz gehörigen Preis. Und den soll nach fünfundsanzig Jahren derjenige von uns bekommen, der dann von uns allen der Tüchtigste geworden ist. Das war ein bißchen amerikanisch. Aber es gefiel allen. Und man vereinbarte, daß der Preis der fünfundsanzig demaleinst nach einem Vierteljahrhundert über diesen Tüchtigkeitspreis sein eigener Schiedsrichter sein solle.

Die fünfundsanzig Jahre waren vergangen. Wer würde sich nun morgen als derjenige ausweisen können, der der Tüchtigste geworden war? Nun, ein gewisser Leonhard Brode hatte es in seinem Heimatlande mit vierundvierzig Jahren zur Erzellenz, zum Finanzminister gebracht! Viel weiter konnte es in einem Vierteljahrhundert keiner bringen! . . . Aber würden außer ihm sich noch andere aus dem Kreise jener fünfundsanzig an die Verabredung erinnern, die vor so vielen Jahren getroffen war?

Der Minister begab sich gegen ein Uhr zu Bett, stand — wie er es gewohnt war — um fünf Uhr früh auf und saß mit dem Glockenschlag sechs an seinem Arbeitstisch, den die Frühsonne eines hellen Augusttages freundlich beleuchtete. Die Pauken für die Mahlzeiten hielten für diesen Tag besonders kurz aus. Und abends um dreiviertel acht Uhr gab Erzellenz dem Bureauchef die Weisung: „Wenn etwas Wichtiges einläuft — ich bin in der Wirtschaft zum Blauen Adler, Nebenzimmer links.“

„Aber Erzellenz? In der Studentenkneipe?“ „Aberdings, lieber Bumann, in der Studentenkneipe.“ Um acht Uhr hielt das Automobil des Ministers vor dem „Blauen Adler“. Erzellenz wollte in das Nebenzimmer zur linken Hand eintreten, aber es war nicht leer; er ließ sich den Wirt in den Korridor rufen. Der dienerte: „Ah . . . Erzellenz . . . welcher Ehre.“

„Schon gut. Ich hat Sie heute früh telefonisch, das Nebenzimmer zu reservieren — jetzt sind aber fremde Leute darin?“ „Verzeihung, Erzellenz! Das sind die Herren, mit denen Erzellenz verabredet haben.“

Es ergab sich, daß von den einstigen Abiturienten kaum einer mehr den andern erkannt hatte. Den Großen mit den blauen Augen, den glaubte Erzellenz trotz des entstehenden Vollbartes zu erkennen; er trat an ihn heran: „Kennst du mich nicht mehr? Ich bin Leonhard Brode. Und du bist natürlich Heinz von Klausen, der Millionärssohn aus New York?“

Wer der Angeredete antwortete lächelnd: „Tut mir leid. Ich bin Fritz Unger.“

Erzellenz befragte sich: „Ach natürlich! Verzeih, lieber Unger. Natürlich, der Unger, der immer Opernsänger in Berlin oder Wien werden wollte. Na, und bist du's geworden?“

„Hm. Nicht ganz. Aber Pfarrrer bin ich geworden. In einem reizenden kleinen Dörfchen im Obenwald.“

Nicht weniger als neun kamen in Feldgrau; Offiziere, die Urlaub erhalten hatten, Stabsärzte und Garnisonsdienstfähige. Vier andere Feldgrau hatten an den Wirt schriftliche Entschuldigungen eingekandt. Zwei fehlten menschlich und doch mit gutem

Grund; sie hatten den Heldentod fürs Vaterland gefunden. Von allen alten Kommissionen, die noch lebten, hatte keiner die Verabredung vergessen.

In den schriftlich Entschuldigten gehörte auch Heinz von Klausen, der Millionärssohn aus New York. „Ihr lieben Freunde.“ so hieß es in seinem Briefe, „was tut's mir leid, daß ich nicht kommen kann. Aber ich bin Deutscher, bin Reserveoffizier, und da wißt ihr wohl: die Engländer lassen mich nicht über den großen Teich. Wer von Euch wird der Tüchtigste geworden sein? Mein Vater hat sich vor fünfundsanzig Jahren nicht lumpen lassen und dem zukünftigen Tüchtigsten damals einen „ganz gehörigen“ Preis gestiftet, wie ich's von ihm verlangt hatte: ein Bündel amerikanischer Aktien, das — zum Gedächtnis der Zahl 25 — in Mark umgerechnet genau 25 000 Mark wert war. Damals! Inzwischen ist das Bündel mehr als das Dreifache wert geworden. Der Betrag ist bei unserem deutschen Bankhaus hinterlegt: sobald Ihr abgestimmt habt, wird er sofort an Euren Tüchtigsten ausgezahlt.“

„Ei, ei,“ sagte Fritz Unger, der Pfarrrer, „da müßten wir dem Heinz von Klausen den Preis zuerkennen, weil er den Preis so tüchtig verwaltet hat?“

„Nein,“ entgegnete Doktor Klemens Bachmann, der Stabsarzt, der schon mit neunzehn Jahren ein Bedant gewesen war, „der Preis ist nicht für eine einmalige tüchtige Handlung bestimmt, sondern sozusagen für die Tüchtigkeit einer ganzen Lebensleistung. Uebrigens: mir gehört er ganz gewiß nicht. Ich bin nichts geworden als ein einfacher Schnupfen- und Rizinus-Doktor. Aber dem Amerikaner gehört er auch nicht.“

Man nahm nun Platz an dem langen Kneiptisch, wenn auch auf die Veranstaltung einer regelrechten Kneipe angesichts der ersten Zeit verzichtet wurde.

Erzellenz Brode hielt eine kurze, feierliche Rede; er gedachte der selbstauren Freunde, die gefallen waren und derer, die draußen standen. Er gedachte des lieben Freundes, der jenseits des Ozeans weilte, und machte dann der Tischgesellschaft den Vorschlag, Fritz Unger, der Pfarrrer, sollte jetzt den Vorsitz übernehmen und zu prüfen versuchen, wem — als dem Tüchtigsten — der Preis vor allen gebühre.

Es kam, wie der Minister es erwartet hatte. Die Juristen und die Ärzte, die Offiziere und die Professoren, kurz: alle einigten sich dahin, daß Erzellenz Brode den Preis verdiene. Wäre der Preis eine silberne Bowl gewesen — mit Freude hätte der Minister ihn angenommen. Aber 80 000 oder 90 000 Mark? Selbst wenn er sie zu wohlthätigen Zwecken verwendete, fühlte er sich innerlich nicht berechtigt, sie anzunehmen. Er war gewohnt, sich jede Frage genau zu beantworten; er sprach zu sich: „Was hält dich ab, das Geld zu nehmen?“ Und fand die Antwort: „Ich brauche das Geld nicht, aber vielleicht ist unter uns einer, der's braucht.“ Wer konnte der sein, der's brauchte? Der Pfarrrer hatte alle so wohlwollend und doch so gründlich ausgefragt — es schien allen finanziell gut zu gehen. Aber halt! gerade den Pfarrrer, den hatte niemand gefragt. Brode holte das Versäumte nach, vorsichtig und unauffällig, und er hatte bald genug herausgefunden, daß der Pfarrrer gar kümmerlich lebte in dem kleinen Dorf im Obenwald; er hatte eine große Familie, der ehrwürdige Herr, zwölf Kinder; die fünf ältesten Söhne fanden im Felde. Oft war Mangel und Not zu Gast in dem kleinen Pfarrhaus. Und doch war er heute gekommen; denn er hatte es ja versprochen — vor 25 Jahren! „Sag, Unger,“ tastete der Minister weiter, „und deine Kinder; wieviel Mädchen sind es? und wieviel Jungen?“

Die blauen Augen des Pfarrrers bligten vor Stolz, als er antwortete durfte: „Jungens sind sie — alle zwölf!“

Da fuhr Erzellenz Brode auf und rief: „Freunde! Der Tüchtigste ist gefunden! Ihm gehört der Preis! — was wir getan haben, war Egoismus, Streberei, Berechnung. Er hat dem Vaterland von uns allen den besten Dienst erwiesen. Er ist der Tüchtigste geworden: Vater von zwölf Jungens!“

Kein Einwand half dem lächelnden Pfarrrer.

Er war und blieb der Tüchtigste. Er wird auch das viele amerikanische Geld gut und tüchtig verwalten. Er wird den Armen reichlich geben, und wenn seine Aetosten gesund heimkehren, werden sie ein Haus finden, wo das Glück wohnt und die Zufriedenheit.

Vermischtes.

* Der Schnee im Sprichwort. Diesmal schüttelt Frau Dulle gehörig ihre Betten aus. Die Landwirte freuen sich darüber, denn sie haben den Schnee gern. Sie sagen: „Viel Schnee, viel Korn.“ und im Boglande sagen sie sogar, wenn es tüchtig schneit, „es schneit Brot!“ Deshalb kann ihnen der Schnee garnicht zeitig genug kommen, denn „der Schnee ist für die Saaten, was die Betten für die Menschen.“ Dieses Einfallende und Wärmende werden hoffentlich teilweise auch unsere tapferen Kämpfer draußen im Felde empfinden und ausnützen, und deshalb möchten wir ihnen wünschen, daß der Schnee lange liegen bleibt, wenn sie sich erst einmal darin eingebuddelt haben. Der Landmann ist darüber freilich anderer Ansicht. Er verspricht sich mehr davon, wenn der Schnee immer wieder taut, damit das Schmelzwasser nicht mit einem Male wegläuft, sondern allmählich in den Boden sickert. Das drückt er in der ihm eigentümlichen Weise aus: „Ncht Tage dient

der Schnee als Mutter, dann wird er zur Schwiegermutter." November Schnee ist den Landwirten ein besonders guter Vorbote für das kommende Jahr. Davon heißt es: "Je mehr Schnee im November fällt, umso fruchtbarer wird das Feld." Und vom Dezember gilt natürlich dasselbe. Davon sagen sie im bergigen Sachsen und im Thüringer Walde: "Dezember mit recht viellem Schnee, gibt Korn und Gras auf jeder Häh." Und in einer anderen Winterwetterregel: "Viel Schnee im Dezember und fruchtbares Jahr, waren vereinigt schon immerdar." Vom Februar Schnee heißt es: "Bringt der Februar Schnee und Eis, wird der Sommer fruchtbar und heiß." Selbst im April nehmen die Landwirte den Schnee noch mit in den Kauf. Sie meinen sogar: "Im April Schnee tut kein weh." "Schnee im April kann kommen, so oft er will. Auf Aprilstoden folgen Maiengloden." Nur darf er dann nicht mehr lange liegen bleiben, sonst verursacht er Schaden: "Schnee im April darf nicht lange wahren, soll er die Knochen nicht verzehren." "Wenn's regnet, verdirbt der beste Schnee." Daher kann man auch vom ersten Schneefall gleich auf den ganzen kommenden Winter schließen: "Fällt der erste Schnee in den Dreß, so wird der Winter ein Ged." Auch daraus, wie es scheint, wissen Kluge allerlei Folgerungen zu ziehen. Sie sagen: "Schneit es klein und fein, gibt's große, lange Kälte, schneit's große, breite Kloden, geringe Kälte." Ebenso zeigt der Schneefall auch schon das darauffolgende Tauwetter und etwaige Ueberflutungen an: "Kleiner Schnee, großes Wasser, großer Schnee, kleines Wasser."

Eine weibliche Hochschule in Frankreich. Die bisher praktischen, erfolglosen Bestrebungen der französischen Hotelbesitzer und Gastwirte, das deutsche und österreichische Personal durch Kräfte im eigenen Lande zu ersetzen, haben auch die Gründung einer Anzahl verschiedenartiger Fachschulen hervorgerufen. Wie der „Temps“ berichtet, wurde in den letzten Tagen die neueste Unternehmung dieser Art, eine Hochschule für Frauen, in Paris eröffnet. Das zum Unterrichte gebrauchte Gebäude ist ein kleines Hotel, das die wichtigsten Räumlichkeiten — wie Halle, Gesellschaftsräume, Schlafzimmer und Badezimmer enthält. Interessant ist eine Neuerrichtung: der Speisesaal ist von der Küche nur durch eine Glasfensterwand getrennt. Dies hat den Zweck, den Besuchern eine Kontrolle der Speisenzubereitung zu ermöglichen. Doch ist es sehr fraglich, ob diese Anlage bei der Mehrzahl der Heisegäste Verfall finden wird. Bisher zählt das Unternehmen 48 Schülerinnen, von denen die eine Hälfte eine Zeitlang das Gebäude bewohnt, während die andere nur zu bestimmten Unterrichtszeiten erscheint. Die Schülerinnen sollen sämtliche Einzelheiten des Hotelbetriebes praktisch erlernen. Nach dem Unterrichtsplan lernen die Schülerinnen von 9—10 Uhr vormittags das Zimmeraufräumen und das Zurechtmachen der Betten. Von 10 bis 11 Uhr wird das Bedienen der Tische geübt, von 2—3 Uhr erfolgt die Abrechnung und Buchführung. Außerdem finden sog. „moralische Kurse“ statt, die das Benehmen und die Sprache der dienstbaren Geister auf eine höhere Stufe bringen sollen. Die Unterrichtszeit dauert drei Monate. Dann sollen die Schülerinnen ebenso lange in einem großen Hotelbetrieb tätig sein, woraus sie ihr Ausbildungszeugnis erhalten. Von diesem Unternehmen, dessen Schülerzahl vorläufig allerdings noch keinen großen Eindruck macht, erhoffen die französischen Hotelunternehmer eine Unterstützung, die ihnen nach dem Kriege über die empfindlich spürbare Abwesenheit des deutsch-österreichischen Personals hinweghilft. Im Notfall sollen, wie der „Temps“ patriotisch versichert, auch russische „Bistatruppen“ herangezogen werden.

Das englische Eisenbahnwesen im Kriege. Eines der wichtigsten indirekten Kampfmittel in der modernen Kriegsführung ist die ausgedehnte Verwendung der Eisenbahnen. Die Ausübung dient sowohl zur Ermöglichung rascher strategischer Umgruppierung in und knapp hinter dem Kriegsgebiet, als zum Nachschub von Truppen, Munition und Proviant in der Heimat. Darum wird die Bedeutung des Bahnverkehrs in diesem Kriege von den Fachleuten aller Kriegführenden immer von neuem erörtert und betont. Die folgenden Ausführungen über die Tätigkeit der englischen Eisenbahnen während des Weltkrieges sind einem Artikel des Sekretärs der Eisenbahngesellschaft von Orleans in der „Revue Politique et Parlementaire“ entnommen: Die Eisenbahnen haben in England während des Krieges eine weniger wichtige Rolle gespielt als in Frankreich, Deutschland, Rußland und Oesterreich-Ungarn. Dies begründet sich in den geographischen Verhältnissen Englands und der Lage der Kriegsschauplätze. Trotzdem haben sie eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, nämlich die Beförderung der Truppen nach den Abfahrtsstätten. Die englische Mobilisation erforderte 1500 Züge. An einem Tage wurden 25 000 Mann der Expeditionstruppen, 6700 Pferde, 1000 Militärwagen und das entsprechende Gepäck in 104 Zügen befördert. Auch nach der Mobilisation mußten die Militärtransporte in starkem Maße aufrechterhalten werden. Bis zum Ende des September 1914 hatte die „Great Western Railway“ 2200 Militärzüge gefahren, die „Great Eastern Railway“ ließ vom 5. August bis 14. September 870 Züge laufen. Diese plötzlichen Umwälzungen des Eisenbahnwesens hat im privaten Reisebetrieb keine geringen Störungen hervorgerufen, zu deren Bewältigung eine Zentralstation der Fahrkarten aller Gesellschaften notwendig war, so daß ein Akt der einen Gesellschaft gegenwärtig auch zur Fahrt auf einer

gleich langen Strecke einer anderen Gesellschaft Billigkeit hat. Außerdem hat die Verringerung des Bahnpersonals durch die Rekrutierung zahlreiche Einschränkungen im Privatverkehr notwendig gemacht.

Büchertisch.

„Ueber Land und Meer.“ In den neuesten Nummern (5 bis 8) dieser bekannten und beliebten illustrierten Zeitschrift (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) finden wir wieder eine Reihe beachtenswerter Aufsätze, die durch seltene Bilder geziert sind. Wir erinnern nur an den Beitrag von Dr. H. Meye: Beschreibung der Kunstwerke im Kriegsgebiet, womit in der Hauptsache Italien gemeint ist. Auch die Bignetten zu der Heilborn'schen Abhandlung über das eiserne Geld sind ebenso eigenartig wie unbekannt. Für Photographen ist die Betrachtung über das Photogrammieren feindlicher Stellungen geschrieben, und wer die amerikanischen Herrschaften kennen lernen will, die sich an den Kriegsvorfällen für unsere Feinde beteiligt haben, schlage das Heft auf, das den Baumann'schen Aufsatz: Die amerikanischen Kriegsteilnehmer enthält. Wie und was eine Sanitätskompanie im Felde zu arbeiten hat, schildert uns Karl Bengler; wie es in der Engländerstadt in Rußland bei Spandan aussieht, weiß uns Dr. Alfred Gwendowitz anschaulich zu erzählen. Lebendig und zeitgemäß sind die Titelblätter, von denen uns zwei Darstellungen in das Ostgebiet führen, die gut zu dem Aufsatz: Der Krieg im Hochgebirge passen. Eine der prächtigsten Originalzeichnungen ist die von A. Dond's: Lansen zur Attacke geführt! — Auch Claus Bergens Bild: Ausfahrt deutscher U-Boote und bulgarischer Kriegsschiffe aus Warna wird gefallen. Die unterhaltenden Beiträge stammen aus der Feder bedeutender Schriftsteller, von denen wir nur Wilhelm Bölsche und Magin Hauschild nennen.

— Hessische Kriegshefte. Diese, früher unter der Bezeichnung: Darmstadt in den Tagen des Weltkrieges 1914/15 in trefflicher Ausstattung und hübschen, bildnerisch geschulten Umschlägen erschienenen Hefte sind durch ihren Inhalt nicht nur für Darmstadt, sondern schon von Anfang an für das ganze Hessensland und seine Bewohner bestimmt. Die Hefte enthalten unter vielem anderen die zu Kriegsbeginn veröffentlichten amtlichen Gesetze und Anrufe, Mitteilungen über das denkwürdige, bunte Leben und Treiben während der Mobilisation, Berichte und Aufsätze über die mannigfachen Vorgänge im Feld und in der Heimat während der ganzen bisherigen Kriegszeit, Dichtungen und tiefgründige Betrachtungen über den gewaltigen Krieg. Auch für die Zeit nach dem Krieg bilden die Hefte eine schöne Erinnerung und eine sichere Auskunft über einzelne wissenswerte Ereignisse und Begebenheiten. Vom Heinerlöds wurden dem „Roten Kreuz“ bereits 650 Mark ungenützt. Das sechste erschienene Doppelheft 8 und 9 kostet 50 Pfennig, die früheren 7 Hefte einzeln je 30 Pfennig, die 9 Hefte zusammen in einem stattlichen Bande vereinigt mit sämtlichen Titeln mit M. 2,60 M. 1,50. Zu beziehen vom Verlag P. Hohmann, Darmstadt, Waldstraße 4 und allen Buchhandlungen des Großherzogtums Hessen. Nähere Beschreibung des Inhalts und der Titelbilder versendet der Verlag auf Verlangen kostenlos.

— „Leipziger Illustrierte Zeitung.“ Der Besuch eines Juppelins Luftschiffes in Sofia bildet ein denkwürdiges Ereignis in der Geschichte des Weltkrieges, und der Balkan erblickt darin mit Recht ein Symbol der sieghaften Macht Deutschlands. Den historischen Augenblick, wie der „Juppelin“ am 9. November beim Eisernen Tor die serbische Grenze überfliegt, hat Professor M. Jens Diemer in einer Zeichnung festgehalten, die in der neuesten Kriegszusammenfassung 69 der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber) doppelteitig wiedergegeben ist. Auch ein Bild von dem Erscheinen des Luftschiffes über Sofia befindet sich darin, und zwar nach einer photographischen Aufnahme. Eine Reihe anderer Photos zeigt die bulgarischen Armeeführer General Vojadjeff, General Toichoff und General Todoroff, Landschaften aus dem Idaral und aktuelle Motive vom Vordringen unserer Truppen in Serbien. Besonders Interesse erwecken verschiedene Zeichnungen aus Kragejwah, Swilajnah, Lapowo, aus dem Mesawatal usw. von dem Kriegsteilnehmer A. Reich. Auch sonst ist die Nummer mit wirkungsvollen Zeichnungen besonders reich ausgestattet. Von dem textlichen Inhalt sei besonders der Artikel „Der moderne Rechtsstaat vor und nach dem Kriege“ von Professor Dr. Eiter-Somlo hervorgehoben, ferner der Beitrag „Kriegsverheimlichungen“ von Erwin Stein und die packende Klauerei „Am den Hooger Trichter“ von Leutnant Hans Schoenfeld.

Geographisches Verschiebrätzel.

Schlesien — Graß — Vornburg — Mailand — Jülich
 — Köln — Vilin — Trieste — Dagen
 Vorstehende Namen sollen derart untereinander gehoben werden, daß eine Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, den Namen einer italienischen Insel ergibt.
 Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer:
 Der Gerichtsvollzieher, die Siegelmarke.